

Das Leben der Anderen

Wie der usbekische Wolodimir Selenskij mit Hilfe des polnischen Wladimir Putin mal nach Deutschland geflohen ist und was Kim Jong-un aus Australien damit eigentlich zu tun hat.

Von Elisa Schwarz, Süddeutsche Zeitung, 23.07.2022

Er war müde, das war alles. Es war früh am Morgen, er fuhr zur Arbeit, saß da in der Metro mit einer Plastiktüte auf dem Schoß. Er dachte noch, was macht der Junge da mit seinem Handy, warum guckt der so. Dann fielen ihm die Augen zu.

Es passierte erst mal nichts. Die Tage vergingen, er dachte nicht mehr an den Jungen in der Metro, an das Handy. Dann rief seine Schwester an. Sie sagte: Hast du gesehen, auf Facebook, hast du das Foto von dir gesehen? Er sagte, nein, was für ein Foto? Dann sah er das Bild, wie er schlief in der Bahn, darüber der Satz: Hier ist er – der Volkspräsident in der Metro. Ohne Sicherheitsleute, ohne Limousine.

Wolodimir Selenskij.

Und er dachte: Das bin ich. Das ist alles, was er dachte: Das bin ich.

Die Kommentarspalten waren da längst voll, „er ist es!“, „krass, er hat sogar einen Sitzplatz“, Lach-Smiley, „der echte Selenskij hat doch nicht so einen Bauch“.

Und in seinem Kopf nur dieser Satz: Das bin ich.

Wie oft er an diesen Moment gedacht hat, an den 16. August 2019. Was passiert wäre, wenn er nicht eingeschlafen wäre, wenn er zu dem Jungen gesagt hätte, tu das Handy weg. Wenn er nicht so aussehen würde wie Wolodimir Selenskij, der ein paar Monate vorher Präsident geworden war. Was dann wäre. Jedenfalls säße er nicht hier in Mönchengladbach. Das sicher nicht.

Umid Isabaev bestellt jetzt erst mal ein Glas Cognac, dazu Apfelsaft und Rotwein, ja, ja, alles zusammen. Der Kellner starrt in seinen Block, und dann in dieses Gesicht – der Bart, die Augen, überhaupt dieser kleine Mann in seiner olivgrünen Jacke, der so aussieht, als wäre er gerade aus den Nachrichten gefallen, mitten rein in die Innenstadt, mitten rein in dieses Restaurant mit der blauen Markise. Kurz schaut der Kellner so, als wollte er was sagen, er



sagt dann nichts. Am Nachbartisch schiebt sich ein Mann im rosafarbenen Pullover Nudeln in den Mund, schaut rüber. Dieses Gesicht.

Nicht lange her, da war es Umid Isabaev egal, ob die Leute starren. Oder besser: Es war sein Geschäft. Fernsehauftritte, Interviews, Umid Isabaev wurde gebucht als Selenskij-Doppelgänger für Betriebsfeiern, wo er die Stimme verstellte. „Prywit, moji ukrajinzi“ – die Leute grölten. Die Leute, die sich an sein Gesicht schmiegen, als wären sie im Wachsfigurenkabinett. Im Grunde war das sein Leben: Auszusehen wie jemand, der er nicht war.

Jetzt sitzt er da in diesem Restaurant, draußen vor der Stadt die Flüchtlingsunterkunft, in die sie ihn gebracht haben. Manchmal steht er dort am Fenster, sieht die Felder, den Waldrand, die Pferde. Unten die Busse, die nach Mönchengladbach fahren, weg von den Containern, wo es morgens labbrige Brötchen gibt. Er könnte in die Stadt fahren, niemand würde ihn abhalten. Aber wer wäre so verrückt.

Er ist nicht alleine gekommen, neben ihm sitzt ein großer Mann, der nicht viel redet, er schaut nur, auf der Hand ein kleines Spinnen-Tattoo. „Drug“, sagt Umid Isabaev. Freund. Wenn die Russen ihn kriegen, wer weiß, was sie dann machen, sie haben doch schon so viel versucht, wollten ihn für Propaganda missbrauchen, ihn, sein Gesicht. Darum ist er ja geflohen, damit die Russen ihn nicht kriegen. Die Sache ist nur: Einen Ort kann man wechseln. Ein Gesicht nicht.

Man muss von vorne anfangen, wie bei einem Film, ganz von vorne, die Metro, der Junge, und dann noch weiter zurück. Wie weit? Umid Isabaev überlegt, nippt am Cognac. „Es gab viele Momente bei mir im Leben, die mit einem Lächeln beginnen“, sagt er jetzt in stolperndem Russisch. Und weil der Kellner gerade die dampfenden Kartoffeln bringt, dazu das gegrillte Fleisch, fängt man am besten bei den Kartoffelfeldern an. Den weißen Kartoffelfeldern in Namangan, Usbekistan.

Er konnte sie sehen, in seinem Dorf. Die Hügel, die Steppe, die Felder. Und im Garten sein Vater, der an Autos rumschraubte und sich nicht interessierte für Politik, sein Vater, von dem er die hohe Stirn geerbt hat, die dunklen Augen. Seine Mutter ging morgens arbeiten in einem Krankenhaus und stellte abends den dampfenden Suppentopf auf den Tisch, seine Mutter, von der er die Nase geerbt hat, den Mund, die weichen Wangenfalten. „Mama“, sagt Umid Isabaev, es gibt Wörter, die muss man nicht übersetzen.

Es war ein gutes Leben, ein normales Leben, er schloss die Schule ab, boxte mit den Jungs auf der Straße, lernte beim Meister im Dorf, Autos zu lackieren. Ab und zu kam sein Großvater vorbei, der Lieder von *Modern Talking* nachplärrte, sein Onkel, der bei Beerdigungen manchmal Witze machte, bis die Nachbarn maulten. Es war ein gutes Leben, sagt er, nur die Arbeit fehlte. Und so überlegte Umid Isabaev nicht lange, als ihm ein Freund aus Moskau schrieb, er solle doch herkommen, weil in Moskau die fetten Karren stehen und die Straßen gepflastert sind mit dem Geld wohlhabender Generäle.

Er ging. 2006 war das, da war er 26.



Kann sein, dass er manchmal Fernsehen schaute, in Moskau. Dass er sah, wie da ein junger Ukrainer auftrat, in der Show „Let’s dance“, wie er in seidenen Kostümen Grimassen schnitt, wie er lachte im flirrenden Scheinwerferlicht. Kann sein, dass Umid Isabaev vor dem Fernseher stand, als wär’s ein Spiegel und Wolodimir Selenskij ein Spiegelbild. Selenskij, der damals ja noch Komiker war.

Andererseits: Umid Isabaev arbeitete viel im Lackierbetrieb seines Freundes. Morgens mit der Metro hin, abends zurück, er stand da im Blaumann und sprühte Autos an. Morgens hin, abends zurück, er telefonierte mit seinen Eltern. Morgens hin, der Junge in der Metro, das Foto, abends zurück, von da an gehörte er sich nicht mehr selbst.

Ein paar Tage später tauchten Kamerateams in seiner Werkstatt auf. Weiß der Teufel, woher sie wussten, dass er in dieser Werkstatt arbeitet, jedenfalls hatte der Chef erst mal Schiss, als da Typen mit Kameras kamen und der Laden voller Schwarzarbeiter war. Ob er der Mann aus der Metro sei, fragten die Journalisten. Isabaev sagte, ja.

Sein Chef nannte ihn von da an nur noch Selenskij. Selenskij, du hast Kunden, Selenskij, wo sind die Schrauben. Dabei wusste er gar nicht genau, wer dieser Selenskij eigentlich ist. Präsident der Ukraine, okay, immerhin kein Verbrecher. Aber sonst? Wusste ja eh kaum jemand, wie er das geschafft hatte, dieser Mann, dieser Komiker, der mal in einer Comedy-Serie den ukrainischen Präsidenten spielte und dann im Mai 2019 selbst Präsident wurde. „Ein Clown kommt an die Macht“, schrieb der *Focus* damals, selbst in der Ukraine glaubten sie an einen PR-Scherz, wo doch Clowns unter der Maske oft die wahren Melancholiker sind.

Im Restaurant holt Umid Isabaev jetzt sein Handy raus, tippt drauf rum, murmelt was auf Russisch, der Mann im rosa Pulli guckt. Dann: ein Video von früher. 2019, Wolodimir Selenskij ist schon Präsident, und Isabaev hockt plötzlich in einer Talkshow in Moskau. Trommelwirbel, der Moderator mit einer lächerlich großen Brille sagt, hier sei ein Mann, der aussehe wie der ukrainische Präsident. Dann tut er so, als würde er seinen usbekischen Namen nicht verstehen, Umid? Umidjon? Das Publikum lacht. Umid Isabaev nicht.

Seine Mutter sagte damals einmal zu ihm, Sohn, du siehst aus wie der Präsident eines großen Landes. Pass auf dich auf.

Nächstes Video, er an Neujahr 2020 zu Gast in einer russischen TV-Show. Alles glitzert, die Tannenbäume, die Sektgläser, das Kleid der Moderatorin. Umid Isabaev steht auf der Bühne im Anzug, blass sieht er aus, unsicher. Um ihn herum tanzen vier Männer in traditionellen ukrainischen Kostümen, sie blödeln rum, ziehen Grimassen. Er weiß noch, dass er seine Rolle damals gar nicht richtig verstand, dass er gar nicht wusste, was er da soll auf der Bühne. Die Veranstalter lachten seine Zweifel weg, sie sagten, er solle einfach nur dastehen und „nemaje“ sagen, das ist Ukrainisch und heißt „gibt’s nicht“. Und so stand er auf der Bühne als Selenskij, um ihn herum die vier Komiker, die sinngemäß sangen, „Was tust du gegen die Korruption?“ Er sagte: „Nichts!“ „Wie wär’s, wenn du lieber unsere Gehälter erhöhst, statt der Nato beitreten zu wollen?“ Er sagte: „Nein!“ Das Publikum lachte, es klatschte wie beim Musikantenstadl, im Takt des russischen Propaganda-Entertainments.



Vielleicht hätte das schon eine Warnung sein können. Ein Zeichen, dass die Russen eine eigene Agenda haben. Aber Umid Isabaev war stolz, er wurde auf der Straße erkannt, er verdiente Geld, vom Autolackierer zum Präsidenten, so war es doch, fast zumindest.

Und dann bekam er seinen ersten großen Auftrag. Eine russische Produktionsfirma rief bei ihm an, sie sagten, wir bringen dich groß raus, so erzählt es Umid Isabaev. Sie wollten einen Film drehen, eine russische Version der ukrainischen Serie „Diener des Volkes“, mit der der echte Selenskij berühmt geworden war. Wolodimir Selenskij spielt darin einen Geschichtslehrer, der zum Präsidenten der Ukraine gewählt wird. Gewissermaßen spielt er da sein echtes Leben. Vom Schauspieler zum Präsidenten, so war es doch.

In der russischen Version sollte Isabaev also Selenskij spielen. Die Agentur zahlte einen Coach, er lernte, wie Selenskij die Hand zu schütteln, die Augenbraue hochzuziehen, er lernte, wie Selenskij zu sprechen, „pryvit, moji ukrajynzi“, die Stimme tief, ein Gurgeln fast. Sie puderten sein Gesicht, gelten ihm die Haare, als wäre er ihr Püppchen, sie sagten, es würde eine wundervolle Serie werden, eine, die alle lieben werden. Russen und Ukrainer.

Am 8. November 2019 unterzeichnete Umid Isabaev den Vertrag. Acht ist seine Lieblingszahl. Seine Glückszahl. Dann bekam er das Drehbuch. Die Russen wollten Selenskij nicht zeigen, wie er war, sagt Umid Isabaev. Die Russen wollten einen Selenskij, der die Treppe runterkommt mit einer Maske auf dem Gesicht, wie ein Bösewicht, linkisch, verschlagen, sie wollten, dass ihr Selenskij die Maske abnimmt, um sein wahres Gesicht zu zeigen. Die Russen wollten einen bösen Selenskij. Einen, den man hassen muss.

Das war der Moment, in dem etwas in ihm wuchs, sagt Umid Isabaev. Eine Erkenntnis vielleicht, eine Wut ganz sicher, er sagte damals: Ich mach das nicht. Er sagte: Das ist Propaganda. Er sagte: Selenskij ist kein Komiker mehr, er ist ein Präsident.

Die Dreharbeiten wurden abgebrochen, Umid Isabaev sagt, weil er nicht mehr mitspielen wollte. Weil er angefangen hatte, sich für Selenskij zu interessieren, weil er wissen wollte, wer der Typ wirklich war, dem er so ähnlich sah. Er schaute jetzt Nachrichten, er, der sich nie für Politik interessiert hatte. Selenskij, der sich für Gerechtigkeit einsetzen will, für Sozialhilfen. Der vom lustigen Schauspieler zum seriösen Politiker wurde, und dann zum Weltstar. „Er ist für mich ein Held“, sagt Umid Isabaev. Und wenn man einem Helden ähnlich sieht, ist man dann nicht selbst einer?

Im Februar 2021 zog er zurück nach Usbekistan, weil er sich in Moskau nicht mehr sicher fühlte. Weil er Angst hatte, dass er aus der Propagandanummer nicht mehr rauskommen würde. Der Bürgermeister zu Hause im Dorf legte ihm alles zu Füßen – ob er einen eigenen Betrieb wolle? Ein eigenes Geschäft? Als wäre er ein Ehrenbürger. Umid Isabaev überlegte, eine Farm aufzubauen, Hauptsache keine Politik mehr, seine Frau bekam ein zweites Kind, er wollte sein altes Leben wieder. Da meldete sich sein Agent aus Russland. Warum er nicht nach Kiew ziehen wolle; wenn jemand einen Selenskij-Doppelgänger sucht, dann da. Und was soll er sagen. Er hatte ja dieses Gesicht, das doch irgendwie auch ein Auftrag war. Also ging er, seine Frau und seine Kinder blieben. Schicksal, vielleicht. Gott, wer weiß. Sein Onkel



hat mal diesen Satz gesagt über Politik: Sie sei wie ein See, wasch dich in ihr, bade vom Ufer aus, aber schwimm niemals raus, du wirst in ihr ertrinken.

Umid Isabaev wurde in dieses zweite Leben gestoßen wie in einen tiefen See, und wer weiß, ob er noch schwimmen würde, wenn er nicht gerettet worden wäre. Von Kim Jong-un.

Der 24. Februar war ein heißer Tag in Australien, und als Kim Jong-un die Nachrichten im Fernsehen sah, die Bomben über Kiew, wusste er, dass die Welt ihn mal wieder brauchen würde. Also setzte er sich an seinen Computer und schrieb eine Nachricht.

Kim Jong-un, das wissen die wenigsten, ist schon oft eingesprungen, wenn die Kacke am Dampfen war, einmal rettete er zum Beispiel Bruce Lee in Afghanistan. Nicht den echten Bruce Lee natürlich, sondern den afghanischen Bruce Lee, der im Keller seiner Eltern seinen Bizeps trainierte und dem echten Bruce Lee so ähnlich sah, dass die Leute auf der Straße stehen blieben und glotzten. Kim Jong-un hat ihn mal übers Internet kennengelernt, und als die Taliban Kabul angriffen, überwies er ihm Geld für die Flucht. Er sagte: Hau ab, bevor sie dich umbringen.

So ist er nun mal, nett, hilfsbereit, und man kann sich auch vorstellen, dass so eine Story seiner Branche, seinem Geschäft auch nicht gerade schadet. „Wir müssen zusammenhalten, wenn einer von uns in Gefahr ist“, sagt Kim Jong-un jetzt über Skype. Sein Gesicht leuchtet auf dem Bildschirm, weiß und rund wie ein kleiner Mond. Er trägt eine dicke Hornbrille, diesen unverwechselbaren Haarschnitt, „that looks like ass“, und wenn er nicht sprechen würde in diesem weichen, australischen Englisch, man würde denken, er sei wirklich der Irre aus Nordkorea.

Ist er natürlich nicht. Dieser Kim Jong-un hier wurde in Hongkong geboren und hatte früher wenig mit Politik zu tun. Nichts eigentlich. Er spielte Schlagzeug und machte Musik, nur sagten die Leute immer, hey, du siehst ja aus wie der Diktator aus Nordkorea. Da ließ er sich zum Spaß mal beim Friseur die Haare schneiden, kaufte sich einen schwarzen Anzug, und lud ein paar Bilder von sich bei Facebook hoch. Mehr musste er nicht tun. Andere Doppelgänger brauchen Make-up, er braucht nur diesen Haarschnitt. Andere Doppelgänger gehen ins Fitnessstudio, um schlank zu werden, er plündert Buffets, um dick zu bleiben. Wobei er nie ungesundes Zeug isst. Kim Jong-un, der falsche, sagt: „Give me caviar.“

Weil sich's da angenehmer leben lässt, wohnt er heute in Australien. Aber trotzdem: Keinen Namen bitte. Er wundert sich sowieso, warum noch nichts Ernsthaftes passiert ist. Einmal drehte er ein Video, in dem er als Kim Jong-un eine Atomrakete bumst. Das Video wurde Millionen Mal geklickt, sein größter Hit, seitdem fragt er sich manchmal, ob ihn mal jemand umlegen wird. Aber passiert ist bisher nichts.

Jetzt sucht er seine Kopfhörer und erzählt nebenher von seinem Lieblingsauftritt. Südkorea, Olympische Winterspiele 2018. Damals ist er extra angereist als Kim Jong-un, um den echten Diktator bloßzustellen. Er stand auf der Tribüne mit seiner Flagge, grinste und winkte, und als die nordkoreanischen Cheerleaderinnen ihn sahen, den großen Führer, lachten sie. Sie lachten, ein paar Sekunden nur, dann wurde ihnen die Katastrophe bewusst, der Schock in ihren



Gesichtern. Ein Sicherheitsmann kam, der die Tribüne bewachte, er trat Kim Jong-un ans Knie und schmiss ihn raus. Aber die Cheerleaderinnen hatten gelacht.

„Darum geht’s“, sagt Kim Jong-un in Skype. „Die Ähnlichkeit zu nutzen, nicht um Kim Jong-un zu glorifizieren. Sondern, um über ihn zu lachen.“

Die Haare, das vielleicht noch, die Haare sind am wichtigsten. Diktatoren haben offenbar alle eine beschissene Frisur, Stalin, Hitler, die Haare sind das Markenzeichen, sagt Kim Jong-un. Auf seine Frisur hat er immer geachtet, seit er diesen Job macht, seit 2013, um genau zu sein. Da fragte ihn eine israelische Burger-Kette, ob er nicht Werbung machen wolle für einen amerikanischen Burger. Kim Jong-un, wie er in einen fetten Burger beißt, während sein Volk hungert. Warum nicht, dachte Kim Jong-un damals. Alles, was den Diktator demütigt.

Die Werbekampagne wurde ein Hit, von da an reiste Kim Jong-un um die Welt, er wurde gebucht für Partys von reichen Menschen, die wollten, dass er grinst und winkt und dabei Sachen sagt wie: „Happy birthday, I will kill your family.“ Der Gag war sehr beliebt, vor allem bei amerikanischen Soldaten und Mitarbeitern der CIA, die ihrem Chef angeblich mal so gratuliert haben.

Und irgendwann hat er Selenskij kennengelernt.

Wobei kennengelernt, sagt Kim Jong-un jetzt in Skype, getroffen hat er ihn ja nie. Er hat ihn nur in einem Film gesehen, in einer Dokumentation über Doppelgänger, in der er selbst mitgespielt hat. 2020 war das. Ein russisches Fernsighteam flog dafür extra nach Hongkong, um Kim Jong-un zu filmen und einen dicken Amerikaner, der sich ziemlich viel Make-up ins Gesicht schmierte, aber trotzdem nie so orange aussah wie der echte Donald Trump. Vor der Kamera liefen sie dann gemeinsam durch die Straßen mit einer Weltkugel in der Hand, Kim Jong-un, der falsche, und Trump, der gelbe. Dann: Schnitt, nächste Szene. Man sieht einen blassen jungen Mann, der in die Kamera nuschelte, er heiße Umid Isabaev, er sei Usbeke, sagt er, und er habe nun mal dieses Gesicht. Das Gesicht von Wolodimir Selenskij.

Über Umid Isabaev hat der falsche Kim Jong-un dann länger nicht mehr nachgedacht, und dazu muss man wissen, dass das Doppelgänger-Geschäft immer auch gekoppelt ist an die Nachfrage in der echten Welt. Ein Doppelgänger ist ja auch nur so gefragt wie sein Original. Von Trump gibt es mittlerweile mindestens acht Doppelgänger, von der Queen neun, von Saddam Hussein immerhin noch zwei. Von Olaf Scholz gibt es übrigens keinen professionellen Doppelgänger, weil bisher keine Agentur jemanden gefunden hat, der so aussieht wie Olaf Scholz. Und das ist schon erstaunlich, weil es sogar vom Grinch einen Doppelgänger gibt.

Jedenfalls hat Kim Jong-un länger nicht mehr an Umid Isabaev gedacht, aber er erinnert sich noch gut daran, was er damals dachte über diesen Umid Isabaev. Dass er großes Potenzial habe. Dass nur der richtige Zeitpunkt kommen muss. Dann fielen die Bomben in Kiew, und als Kim Jong-un die Bilder sah, die Verwüstung, den echten Selenskij im Fernsehen, da dachte er wieder an ihn. An Umid Isabaev, den unechten Selenskij. Er setzte sich also an seinen Computer am 1. März 2022 und schrieb ihm eine Nachricht über Facebook.



Hallo, ich bin ein Doppelgänger von Kim Jong-un, sprichst du Englisch?

Dann wartete er.

Umid Isabaev saß in seiner Wohnung in Kiew, als er die Nachricht von Kim Jong-un bekam. Die Wände haben vibriert von den Bomben, sagt er jetzt im Restaurant. Und natürlich habe er diesem Kim Jong-un erst nicht getraut, der sagte, wir holen dich da raus. Er habe gar niemandem getraut in dieser Zeit, in der auch sein russischer Agent anrief und sagte, er solle zurück nach Russland kommen, sie würden gerne seinen Vertrag verlängern. Für noch mehr Propaganda?

Nein, er habe niemandem getraut, erst recht nicht irgendeinem Typen, der so aussieht wie Kim Jong-un. Er hatte ihn ja auch noch nie getroffen, nur gesehen, in dieser Doku, in der er mal mitgemacht hat. Andererseits: Umid Isabaev hatte Angst. Er wird später ein Video schicken, man sieht darin einen russischen Selenskij, der an einem Schießstand gefesselt auf einer Wiese hockt. Er schreit. Männer in Flecktarn legen Gewehre an. Schießen. Der Bildschirm wird schwarz, man hört ein Lachen aus dem Off. Das war seine Angst, sagt Umid Isabaev. Dass die Russen ihn erschießen und der Welt sagen, Selenskij sei tot.

Und plötzlich tauchte da also dieser Kim Jong-un auf, der ihm sagte, dass er ihm helfen könne zu fliehen. Raus aus Kiew. Weiter nach Polen. Dass er ihm helfen könne, Arbeit zu finden, als Selenskij-Doppelgänger, sichere Arbeit. Sie haben geskyppt, sagt Umid Isabaev, und als er das Gesicht sah, das runde Gesicht von Kim Jong-un, da habe er ihm geglaubt.

Er packte seinen Rucksack, was Warmes, eine blaue Mütze, ein paar T-Shirts. Seinen Selenskij-Anzug ließ er in Kiew, seine Krawatten, das alte Leben. Und dann begann die Flucht.

Eine lange Fahrt mit dem Bus. Schytomyr, eine Stadt westlich von Kiew. Schlafen im Lager. Warten auf einen Himmel ohne Bomben. Jemand holte ihn ab aus Schytomyr, ein Mann namens Anton. Wieder eine lange Fahrt im Auto. Seine Freunde schrieben ihm, der Supermarkt wurde bombardiert, der Supermarkt neben der Wohnung. Die Grenze zu Polen. Passkontrolle, er mit seinem usbekischen Pass. Ein Soldat, der lacht, der sagt, du siehst aus wie der Präsident, und du willst dein Land verlassen? Warten. Diese Kälte. Wieder ein Bus.

Und dann stand er vor Putin.

Im Restaurant in Mönchengladbach stemmt sich jetzt der große Mann neben Umid Isabaev aus dem Stuhl hoch, nickt Richtung Tür, rauchen, sagt er. Umid Isabaev, tippt an sein Weinglas – guter Wein, wie zu Hause in Usbekistan. Dann geht er raus in die Dunkelheit, den großen Mann an seiner Seite, und vielleicht ist das der Moment, in dem der Kellner beschließt, an den Tischen vorbeizuhuschen, schnell, diskret. „Dieser Mann“, sagt er leise, halb im Ernst, „ist gefährlich.“ Gefährlich? Nicken. „Der sieht aus wie Selenskij.“

Der Mann im rosa Pullover kräht vom Nachbartisch rüber, er hätte es gleich gewusst, dass der aussieht wie Selenskij, seine Tochter hätte ihn sofort erkannt. Kurze Aufregung hinterm



Parmesanhobel, dann soll der Kellner noch was fragen, für den Chef. Ob der ein Foto haben könnte mit Selenskij, später, ein Selfie vielleicht? Aber da kommt er schon wieder zurück, Selenskij, also Umid Isabaev, und als wären sie alle Statisten in einem Theater, versinken die Restaurantbesucher wieder in ihren Gesprächen, nehmen die Kellner wieder Bestellungen auf, verschwindet der Chef hinterm Tresen. Bereit für den nächsten Akt.

Das Gesicht eines Menschen bildet sich in der achten Schwangerschaftswoche. Nase und Ohren nehmen langsam Gestalt an, der Kopf wird runder, die Augen entstehen. In der zwölften Schwangerschaftswoche rücken die Augen dichter zusammen. In der 28. Schwangerschaftswoche ungefähr öffnet ein Mensch zum ersten Mal die Augen. Und wenn man Pech hat, sieht man später aus wie Hitler. Oder Putin.

So gesehen hat Slawomir Sobala Glück gehabt, Glück im Unglück, weil er zwar ein Gesicht hat wie Putin, leicht spitzgesichtig, schütteres Haar, der Mund ein Strich. Aber wenn Slawomir Sobala die Sonnenbrille abnimmt, so wie jetzt auf diesem staubigen Campingplatz in Bad Kissingen, dann weiß man, dass Slawomir Sobala gar nicht Putin sein kann. Seine Augen sind umgeben von Lachfalten, die reinste Freude schaut einen da an. Außerdem trägt er Trekkingsandalen.

„Hallo“, sagt er jetzt sehr freundlich, dann schiebt er erst mal zwei Campingstühle in den Schatten seiner riesigen Trucks, die er hier verkaufen will, auf der Messe „Abenteuer & Allrad“. Sieben Stunden haben sie hierher gebraucht von Breslau, Slawomir Sobala und sein Mitarbeiter, der stumm im Schatten Zigaretten raucht. In Breslau hat Sobala ein Transportunternehmen, er verkauft Trucks, Geländewagen, das ist sein offizieller Job. Nebenberuflich ist er Putin, also nicht der echte natürlich. Ein freundlicher Putin. Einer im Camping-Look.

Slawomir Sobala klettert jetzt in seinen Truck rein, hinten drin die Dusche, die Sitzecke, vorne drin ein Waschbecken, alles da. Kostenpunkt: 69 900 Euro. Wer sowas kauft? Abenteuerer, Corona-Flüchtlinge, Menschen mit Geld, sagt Sobala. Früher fuhr er manchmal als Putin auf solche Automessen, um Werbung für seine Trucks zu machen. Da schlenderte er dann übers Gelände, begleitet von zwei Freunden in Flecktarn-Overalls, die ihn berieten: Was meinen Sie, Chef, der würde doch toll zur Farbe des Kreml passen. Den Anzug hat er dieses Jahr gar nicht erst mitgenommen, seine rote Krawatte, die kleine russische Flagge als Anstecknadel – alles zu Hause in Breslau. Slawomir Sobala will dieses Jahr kein Putin sein. Hassmails kriegt er ja auch so schon.

Das sind die beiden Leben des Slawomir Sobala. Studierter Transportunternehmer und Putin-Doppelgänger. Das eine Geschäft läuft ganz gut. Das andere gerade ziemlich schlecht.

Es waren andere Zeiten, als er angefangen hat, frühe Zweitausender. Da fuhr er oft mit seiner Frau in den Urlaub, nach Asien, nach Indien, wo die Menschen ihm zuflüsterten – wissen Sie, wem Sie ähnlich sehen? Da stand er dann, zusammen mit zwanzig Indern auf einem Foto, oder mit einem Geschäftsmann irgendwo in Thailand, wo jetzt ein Bild von ihm hängt, wahrscheinlich mit dem Spruch: Putin war hier. Das war mal lustig. Ist es natürlich längst nicht mehr.



So fing alles an. Im Jahr 2012 machte ein Fotograf dann professionelle Fotos von ihm und schickte sie an eine Agentur nach London. Ein paar Tage später wurde Sobala eingeladen zum Shooting, die Fotografin machte Dutzende Bilder, er mit nacktem Oberkörper auf einem Pferd, er mit Sonnenbrille, er ohne Sonnenbrille, überhaupt die Sonnenbrille, sie ist sein wichtigstes Accessoire. Ohne Sonnenbrille sieht Slawomir Sobala aus wie Slawomir Sobala. Mit Sonnenbrille sieht er aus wie Putin. Es ist ja oft nur ein Detail, das einen Menschen zu einem anderen macht.

Es waren gute Jahre, die Putin-Jahre. Sobala reiste um die Welt, spielte mit in einem Werbespot, in dem er mit Plüschbären kämpfte, er wurde eingeladen zu Partys von reichen Männern, die wollten, dass er als Putin eine Rede hält. Einmal besuchte er das Lenin-Mausoleum in Moskau mit seiner Frau, die unbedingt die Grabstätte sehen wollte, er sah die lange Schlange auf dem Roten Platz, lief dran vorbei, bis zur Kasse, er sagte, der russische Präsident möchte Lenin begrüßen. Da hob die Kassiererin das Absperrband, er hat Bilder davon, wie sie herzlich lächelt, bitte schön, Herr Präsident. Es waren gute Jahre.

Klar, äußerlich musste er sich immer ein bisschen anpassen. Putin ist 70, Slawomir Sobala 54, nur wirkt Putin ja immer jünger, je älter er wird. Sobalas Agentin meinte irgendwann, er solle an seinem Äußeren arbeiten, an seinem Gesicht, da fuhr er in die Ambroziak-Klinik nach Warschau und ließ sich Fett vom Bauch saugen, das die Ärzte dann in seine Wangen spritzten. Einen Monat lang musste er einen Ganzkörperanzug tragen, damit die Wunden am Bauch heilen konnten. Mitten im Sommer, sagt Slawomir Sobala. Die reinste Hölle.

So gesehen war er verdammt nah dran an Putin. Nur äußerlich natürlich, das ist ihm wichtig, nicht innerlich. Innerlich hat er ihn verachtet, später zumindest, als der Krieg kam, am Anfang eher nicht. Am Anfang dachte Sobala, es sei schon okay, dass die Russen in ihrer zusammengeschrumpften Föderation einen Mann wählten, der im Schatten von Jelzin groß geworden war. Einer, der den Stolz zurückbringt. Slawomir Sobala dachte, das sei gerechtfertigt. Der Respekt, den man Putin entgegenbrachte.

Er kramt jetzt seinen Laptop aus einer Tasche, klappt ihn auf, ein paar Bilder von früher. Hier ein Bild mit roter Krawatte. Da ein Bild nach der Gesichts-OP, tapfer lächelnd. Und dann hat er noch ein Bild auf seinem Computer, man sieht eine Bühne, einen langen Flur, Teppiche überall. Ein reicher Geschäftsmann hatte ein ganzes Casino gemietet und wollte, dass ihm die drei großen Herrscher der Welt zum Geburtstag gratulieren. Trump, der gelbe. Kim Jong-un, der falsche. Und Slawomir Sobala, der kein Russisch spricht, sondern nur Polnisch, was dem Jubilar wurscht war. Er wollte eine Rede von Putin und sagte, er solle einfach polnisch reden – russisch, polnisch, kennt doch kein Mensch den Unterschied.

Damals war das alles noch lustig, 2018, Satire als Waffe, um die Mächtigen zu entmachten. Dann kam der 24. Februar 2022. Sobala sagt, da brachen die Aufträge ein. Wer will lachen über einen Massenmörder, während in den Straßen der Ukraine noch warme Leichen liegen?

Der Krieg hätte das Ende sein können, Slawomir Sobala, der Transportunternehmer, Punkt, reicht ja schon, wenn es einen Putin auf der Welt gibt. Aber dann kam eine Nachricht von Kim Jong-un, dem falschen, sie kannten sich schon von einem Werbespot. Kim Jong-un



schrieb, da sitze ein Mann in Kiew fest, der so aussehe wie Selenskij. Ob Sobala ihm helfen könne? Von Breslau aus?

Da habe er gelacht, sagt Slawomir Sobala, er hat gelacht, und gesagt, klar, ich setz mich in meinen Panzer und hol ihn raus.

Aber Kim Jong-un blieb ernst, er sei doch an der Grenze, ob er nicht jemanden kenne, der Selenskij helfen könne, dem Doppelgänger-Selenskij. Und so begann die Suche nach einer Verbindung in die Ukraine, nach jemandem, der ein Auto besaß und den Mut, es auch zu fahren. Sobala sagt, irgendwann habe sich ein Freund gemeldet, der wen kannte, der mal im Donbass gegen die Russen gekämpft hatte. Jemand, der Selenskij retten wollte. Ein Mann namens Anton.

Eine Woche ungefähr dauerte die Flucht. Anton besorgte ein Auto und kümmerte sich um die Genehmigung. Er meldete sein Nummernschild an, fuhr nach Schytomyr, sammelte Umid Isabaev ein, dann weiter Richtung Westen, bis zur Grenze nach Polen. Was er ihm gesagt hat, als er ihn zum ersten Mal sah? Slawomir Sobala überlegt, draußen senkt sich langsam die Sonne über seinen Truck. Hallo, habe er gesagt. Und dann haben sie sich die Hand gegeben. Putin und Selenskij.

Später gingen sie Bier trinken, drei Stunden lang, sie redeten über Autos, über ihre Familien, auf Russisch, irgendwie. Slawomir Sobala zeigte Umid Isabaev die Stadt, das Hotel, das Kim Jong-un bezahlte, weil der natürlich schon auch wusste, wie gut die Story für die Branche ist, fürs Geschäft. Und wie die beiden so durch die Gegend spazierten, hatten natürlich längst Journalisten von der Sache Wind bekommen. Putin und Selenskij in Breslau. Ein Gerücht fand seinen Weg zu einem polnischen Schauspieler, der die beiden gleich anscrieb, ob sie nicht mal vorbeikommen wollten. Er habe da eine Idee.

Die Idee sah so dann aus. Es sollte eine Live-Schaltung geben, eine Art Pressekonferenz, bei der man zuerst Sobala sieht, wie er aus einem Auto steigt, ernst, mit Anzug, dann Isabaev als Selenskij. Beide kommen ins Studio. Starren sich an. Beleidigen sich ein bisschen. Und dann spielen sie Schach. Putin gegen Selenskij. Und Putin verliert.

Slawomir Sobala sagt, das klang alles erst mal ganz gut. Sie sagten zu, die Live-Schaltung begann. Nur standen sie dann plötzlich im Studio, und es hieß, sie würden gegeneinander kämpfen. Nicht Schach spielen, sondern kämpfen. Das war am 2. April 2022. An dem Tag, an dem die Bilder aus Butscha um die Welt gingen, sollten sie in Breslau ein bisschen Krieg spielen. Selenskij, der Putin eine blutige Nase haut.

Das Video ist noch auf Youtube, man sieht darin, wie Slawomir Sobala einen Boxhandschuh nimmt, wie er verwirrt rüber zu Umid Isabaev schaut. Die Szene wird abgebrochen, sie kämpfen nicht gegeneinander. Aber der Shitstorm brach trotzdem los.

Slawomir Sobala, sagt, er habe Hassmails bekommen, in denen stand, er sei widerlich, wolle Profit schlagen aus der Situation. Seine Tochter wurde in der Schule gemobbt, ihr Vater, der



Verbrecher. Als ob es seine Idee gewesen wäre. Als ob er nicht längst einen langen Post auf Facebook veröffentlicht hätte, in dem er schrieb, wie sehr er Putins Angriffskrieg verachte.

Aber der Hass war längst da in Breslau. Einmal gingen sie zusammen abendessen, Umid Isabaev und er. Irgendjemand machte ein Foto und lud es hoch, am nächsten Morgen klingelte bei der Restaurantbesitzerin das Telefon – stornieren Sie meine Reservierung. Tagelang ging das so, sagt Slawomir Sobala. Bis die Restaurantbesitzerin den Laden vorübergehend schloss, weil keiner mehr einen Tisch wollte und ihr alles zu viel wurde.

Von da an ließ Slawomir Sobala den Putin-Anzug im Schrank, was übrigens nicht heißt, dass keine Aufträge mehr kamen. Eine Fotografin wollte Fotos machen, von ihm an der Grenze, wie er als Putin Süßigkeiten an die Geflüchteten verteilt, als Wiedergutmachung. Völlig geschmacklos. Machte er natürlich nicht, und vielleicht ist das ja die Frage: Ob die Welt jemals wieder bereit sein wird, über Putin zu lachen.

„Das moralische Recht, sich über Putin lustig zu machen, liegt bei der Ukraine“, sagt Slawomir Sobala. Dann steigt er die Stufen runter aus dem Truck, er will noch was fürs Geschäft tun. Drüben im Schatten steht ein kleiner Traktor, den er mitgebracht hat aus Breslau. Grasgrün, 200 PS, glänzende Auspuffrohre. Mit einem Brüllen geht der Motor an, von überall kommen jetzt Aussteller her, ein Mann mit ledriger Haut filmt alles mit dem Handy. Ob er fände, dass der Typ im Traktor wem ähnlich sieht? „Ja. Putin“, sagt der Mann. „Aber das schreiben Sie bitte nicht in Ihren Bericht.“ Slawomir Sobala düst einmal um den Platz, eingehüllt in eine riesige Staubwolke. Dann stellt er den Motor aus, Menschen klatschen, und irgendwo in einem seiner Trucks liegt seine Sonnenbrille, die er nur fürs Fotoshooting aufziehen wird.

Im Restaurant in Mönchengladbach ist am Abend fast keiner mehr da, der Mann im rosa Pulli ist schon weg, die Kellner wischen die Tische sauber. Umid Isabaev dreht eine Zigarettschachtel in der Hand, und wenn man ihn so sieht im Profil, fallen einem die kleinen Unterschiede auf, die geschwungene Nase, die Haare, die etwas zu lang sind. Die Haare sind das Wichtigste für einen Doppelgänger, das hat mal Kim Jong-un gesagt, der am 1. März in sein Leben getreten war wie eine Erscheinung.

Nach der Sache mit dem Boxkampf wollte er nicht mehr in Breslau bleiben, sagt Isabaev, er fühlte sich einfach nicht mehr sicher. Er schrieb viel mit Kim Jong-un in dieser Zeit, der für ihn wie eine zweite Mama war, sagt Isabaev, der ihm das Hotel bezahlte und ihm irgendwann Zugtickets nach Deutschland kaufte. Er sollte sich in Berlin registrieren, als Flüchtling, und die Sehenswürdigkeiten abklappern, wo doch immer Touristen stehen und Fotos machen. Ein Selfie mit Selenskij für ein paar Euro.

Ein letztes Mal holt Umid Isabaev sein Handy raus, ein Bild hat er noch: Wie er vor dem Brandenburger Tor steht, im Mai 2022, um ihn herum Touristen, grinsend, winkend. Umid Isabaev sagt, er wollte nicht nach Geld fragen, er wollte nicht betteln, mit Selenskij's Gesicht.

Von Berlin wurde Umid Isabaev in eine Unterkunft nach Mönchengladbach geschickt, zur Erstregistrierung, er weiß noch, wie er mit dem Bus die ewig lange Auffahrt hochschaukelte,



links der Stacheldraht, rechts die Felder, und er dachte, wo bin ich? Seitdem sitzt er hier. Manchmal geht er ins Fitnessstudio zum Trainieren, es gibt eines im Camp. Abends telefoniert er mit seiner Frau und seinen Kindern, die in Usbekistan geblieben sind und wollen, dass er nach Hause kommt. Ab und zu hängt er mit den anderen Bewohnern rum, die ihn längst Selenskij nennen. Selenskij, mach mal einen Witz.

Das ist also die Geschichte, wie Kim Jong-un und Wladimir Putin Wolodimir Selenskij retteten. Wobei das Ende noch fehlt, der letzte Akt, die Frage, wie es weitergeht.

Kim Jong-un sagt, er würde gern eine Band gründen. *The Tyrants*, die Tyrannen. Er am Schlagzeug, Trump am Mikrofon, Bolsonaro, Putin, mal sehen, die Auswahl ist ja groß. Für Umid Isabaev hat er eine Spendenseite gegründet, und wenn Kim Jong-un, der falsche, jemals den echten Kim Jong-un treffen sollte, dann würde er ihm das sagen: „Change your fucking hair cut, it’s horrible.“

Slawomir Sobala sagt, er habe neulich eine Vision gehabt. Wie Putin, der echte, ins Krankenhaus eingeliefert wird, wie ein Arzt kommt, sich über ihn beugt, flüstert, jetzt bist du erledigt. Und dann sieht man das Gesicht des Arztes: Wolodimir Selenskij. Das war seine Vision.

Umid Isabaev sagt, er wollte versuchen, die ukrainische Hymne zu lernen, damit er auftreten kann als Selenskij in Deutschland. Er hat schon geübt in der Unterkunft, aber das Zimmer ist zu hellhörig und der Text so schwer, er kommt nicht richtig weiter. Jetzt will er erst Mal Englisch lernen. Und in Deutschland bleiben. Was er dem echten Selenskij sagen würde? Umid Isabaev lächelt in sein leeres Cognac-Glas. Er habe den echten Selenskij doch schon getroffen, in Kiew, auf einer privaten Feier. Und natürlich will man jetzt wissen, was sie sich zu sagen hatten, die beiden Selenskij – aber dazu kein Wort. Der Koch kommt, um endlich sein Selfie zu machen, er schiebt seinen Bauch neben den kleinen Mann in der olivgrünen Jacke, der seine Hand nimmt, fest, bestimmt. Und dann lächelt Umid Isabaev, vielleicht, weil er weiß, dass ein Geheimnis manchmal mehr verbinden kann als jede Äußerlichkeit.